

gesetz hervorgetretenen auflösenden Strömungen, die sich leider betont auf die föderalistische Grundentscheidung der Verfassung berufen. Um so wichtiger bleiben die Bindungen, die das Urteil unberührt läßt und sogar seinerseits stark unterstreicht. Das Reichskonkordat bindet die Länder auf dem Gebiet des Schulrechts weiterhin gegenüber dem Heiligen Stuhl. Diesem kann auch der konkordatswidrige Status quo als rechtliches Argument nicht entgegengehalten werden.

Durch Serbien und Mazedonien

JEAN DÉCARREAUX

Mazedonien und Serbien, das im Süden an das Autonome Gebiet von Kosovo-Metohija mit vorwiegend albanischer Bevölkerung angrenzt, zählen zu den ärmsten Volksrepubliken Jugoslawiens. Von den Ebenen des rechten Donau-Ufers bis zur griechischen Grenze, soweit das Auge reicht, nichts als Mais- und Tabakfelder, Obstgärten und auf den Bergen Buschwälder. Nur wenige Täler und Straßen dringen in das Bergland ein. Und was sind das für elende Straßen, selbst die große Verkehrsader von Belgrad nach Saloniki der Morava und dem Wardar entlang, mögen die Reiseführer noch so dreist das Gegenteil behaupten! Staub und Schlaglöcher hemmen die Fahrt im Auto derart, daß man zufrieden sein kann, wenn man am Tag 200 Kilometer schafft.

Noch haben wir wenig Sehenswertes zu Gesicht bekommen: ein paar kleine Städtchen mit bescheidenen Gasthäusern, ein paar Moscheen oder Kirchen; Serben in Schnürhosen und krummen Stiefeln, die graue Militärmütze auf dem Kopf; Albaner mit weißen Filzkappen, Muselmanen mit Turban, Mazedonier in ihren weißen Kitteln, vor allem aber die bunt gekleideten Frauen in den lebhaftesten Farben, ob sie nun in der langen, bauschigen Hose daherkommen oder in ihrem Sonntagsstaat: alle tragen sie kurze gestickte Mieder, einen breiten Flanellgürtel und weite, farbige Beinkleider. Ein malerisches Bild, gewiß; doch allzuoft ist es die malerische Wirkung von Lumpen und Elend.

* * *

Will man das Land erleben, so empfiehlt es sich nicht, auf den großen Strecken dahinzufahren, sondern die Reise geruhsam zu machen: mit Autobussen, die vor Sonnenaufgang aufbrechen und ankommen, wann sie wollen;

mit Zügen, die mit Holzkohle betrieben werden und nach recht großzügig gehandhabten Fahrplänen verkehren; mit Lastwagen oder zu Pferd oder auf Bauernkarren oder — wenn eine Panne nach langen Stunden Halt in einem verlorenen Dorf doch nicht mehr behoben werden kann — mit dem Partei-Jeep.

Doch, was immer die Menschen dort drunten denken mögen — gastfreundlich sind sie. Die Hotels der kleinen Städte sind zwar mehr als bescheiden — alle unverehelichten Gäste gleichen Geschlechts übernachten in ein und demselben Raum —, verlassen wird sich der Reisende niemals fühlen. Wo immer er anklopft, stets empfängt er dieselben Zeichen der Gastfreundschaft: einen Löffel Honig, eine Tasse türkischen Kaffees und ein Glas frischen Wassers. Stets wird er einen Menschen finden, der Zeit hat und für den Fremden da ist. Und daß er als Dank nur kein Geld anbiete! Er beginge eine nicht wiedergutzumachende Ungeschicklichkeit. Freude macht man dagegen immer, wenn man ein Glas „slijvovika“ anbietet, das ist ein Obstschnaps, den man dort drunten in unglaublichen Mengen konsumiert. Noch oft, wenn es ans Bezahlen geht, wird der Reisende sagen hören: „Lasset das, mein Herr, Ihr seid unser Gast!“

Weniger liebenswürdig ist die Polizei. Die Polizisten, streng, korrekt, gut angezogen, tragen in Ausübung ihres Dienstes ein forsches Wesen zur Schau, wie ihnen Partei-Ideologie und guter Glaube befehlen. Daß es an beidem nicht mangle, dafür sorgt eine ausgiebige Verpflegung. Man wirft ihnen Zudringlichkeit vor und weiß ich was für Ubrigbleibsel von Inquisitoren alter Schule. Ich hatte einigemal nicht gerade freundschaftlich mit ihnen zu tun. Dennoch halte ich die genannten Vorwürfe für übertrieben. Zum Beispiel habe ich niemals bemerkt, daß mein Gepäck untersucht worden wäre. (Ich hatte den Koffer so gepackt, daß die geringste Nachprüfung herausgekommen wäre.) Ubrigens verfügt die Polizei über so gute Beziehungen zu den Hotels, daß sie genau weiß, was an Ausländern dort ein und ausgeht.

Ich möchte eher glauben, daß bei jenen biedereren Polizisten das Taktgefühl nicht übermäßig entwickelt ist: Anstandsregeln sind ihnen nicht beigebracht worden, und überdies leiden sie an einem Spionagekomplex. Wenn sie einschreiten, geschieht es in barschem Ton, ohne zu grüßen, als ob jeder, der es mit der Polizei zu tun bekommt, nicht bloß verdächtig, sondern bereits schuldig sei. In Skoplje darf man vor einem großen Hotel, vor dem überhaupt kein Verkehr ist, nicht einmal mit dem Auto halten, um das Gepäck auszuladen. Sofort taucht ein weißes Mützenschild und darunter ein von Unwillen tiefrotes Gesicht auf, und manchmal dauert es lange, bis die Mienen wieder liebenswürdiger werden. Noch weniger freundlich werden die Einheimischen behandelt. Sie bekommen auf keinen Fall zu hören, was der Fremde eher schon einmal vernehmen kann, wenn er eine im übrigen wohlverdiente Strafe aufgebracht erhält: „Statt 500 Dinare brauchen Sie nur 300 zu zahlen; denn Sie sind ein Herr“ (ein Gospodin, kein drug, Genosse). Sie müssen jeden Augenblick damit rechnen, mit einer knappen, la-

konischen Geste zur Polizei oder zur Partei beordert zu werden. Gleichmütig begeben sie sich dorthin und gleichmütig kehren sie eine Stunde später von dort zurück. Derlei Besuche sind offenbar in ihr alltägliches Leben eingegangen.

Symbol jedes sozialistischen Staates ist die Industrialisierung. Auch darin wird Jugoslawien, dieses reine Agrarland, mehr und mehr sozialistisch. Sobald man nach Belgrad kommt, betritt man eine ungeheure Baustelle. Die 5 oder 6 Kilometer zwischen Stadt und Flugplatz sind ein einziger Bauplatz: riesige Bauten verschandeln die weite Fläche und werden, so hoffen wir wenigstens, den Arbeitern Wohnungen bieten. Fabriken aller Art schießen aus dem Boden und sollen sich bereits in naher Zukunft rentieren. Überhaupt besitzt jede noch so winzige Kleinstadt ihren Betrieb oder ihre Fabrik. Ob sich all diese Werke rentieren, ist eine andere Frage. Doch vielleicht ist das schon eine zu bürgerliche Fragestellung. Die Ingenieure sind jung. Sie bringen Begeisterung für den Aufbau des Sozialismus mit; ob sie die nötige Fachkenntnis und Erfahrung besitzen, ist nicht ebenso gewiß. Was fehlt, ist die Mittelschicht: die Werkmeister und Facharbeiter. Die Arbeiter kommen vom Land und müssen erst alles lernen, und bei den vielen Analphabeten, die es unter ihnen gibt, ist das keine leichte Sache. Kein Wunder, daß die Leistung nicht immer dem Soll entspricht. Man hat mir Betriebe genannt, die mehr Ausschuß als Handelsware erzeugen. Unerfahrenheit und die unglaubliche orientalische Nachlässigkeit sind daran mitschuld.

Die Arbeit ist theoretisch nicht schlecht organisiert; aber den praktischen Erfordernissen der Wirtschaft scheint sie nicht zu genügen. Rechtlich gehören die Betriebe den Arbeitern. Jeder von ihnen ist in seinem Bereich und auf seiner Stufe der Arbeitshierarchie verantwortlich. So hat jede Kategorie der Arbeiter, vom Kehler bis zum Ingenieur, ihre Vertreter beim Direktor. Dessen Aufgabe ist es, die ganze Belegschaft zum Besten des Unternehmens zu koordinieren, wobei er sich nicht zuletzt nach den Befehlen von oben zu richten hat. Das ist, wie sich versteht, keine leichte Aufgabe. Ich habe Direktoren gesprochen, — offenbar besaßen sie keine starken Nerven —, die mir gestanden, daß sie es unter diesen Umständen nur zwei Jahre auf ihrem Posten ausgehalten hätten. Überdies sind die Steuern und Abgaben erdrückend; da der Gewinn zusätzlich zum Lohn zu gleichen Teilen an die Arbeiter auszuzahlen ist, müßte oft Überschuß zur Verteilung kommen; nur ist in Kleidung und Lebenshaltung davon nichts zu merken; mag sein, daß man ihn verheimlicht.

In den Städten tritt die Armut nicht allzusehr in Erscheinung; auf dem Lande ist sie dafür um so sichtbarer. Die Stadt ist meist mit Anstand, doch ohne Eleganz gekleidet. Das Land geht in Lumpen. Die Bodenreform, die jeden nicht vom Eigentümer bewirtschafteten Grund enteignete und „dem Volk schenkte“, nachdem sie das Land zerstückelt hatte, hat offenbar keine Goldgruben erschlossen. Der Familienbesitz ist auf 5 Hektar eingeschränkt; ist der Boden schlecht oder die Familie zahlreich, dann sind es etwas mehr.

Die neuen Eigentümer können sich zu gegenseitiger Hilfe in Genossenschaften zusammenschließen, die, vom Staat unterstützt, den Ertrag zu steigern und den Forderungen des Fiskus großzügiger nachzukommen vermögen. Auch können die Bauern noch umfassendere landwirtschaftliche Kollektive bilden. Sie behalten in diesem Fall ein Stückchen Land zu ihrer persönlichen Verwendung und stellen im übrigen ihre Kraft, ihre Mittel und ihren Besitz einer Art Bauernverein zur Verfügung. Selbstverständlich begünstigt der Staat diese Arbeitsform.

Und doch, trotz einer gewissen Leistungssteigerung, die den nicht eben zahlreichen Maschinen zu danken ist, scheint die Landwirtschaft in Serbien und Mazedonien nicht so viel zu erzeugen, wie man von ihr erwarten könnte. Unter dem Druck der Steuerlast arbeiten nicht alle Bauern mit Freudigkeit, ja es gab Zeiten, da sie die Produktion auf ihre rein persönlichen Bedürfnisse beschränkten; und statt die Landwirtschaft, diese natürliche Hilfsquelle, bis zum letzten auszuschöpfen, schickt man die Bauern in die Fabriken. Darunter muß das wirtschaftliche Gleichgewicht leiden, da das Land nicht trägt, was es einbringen soll, und die Industrie erst allmählich anläuft. Nicht wenige Beobachter haben mir bestätigt, daß die Landwirtschaft eher zurückgeht, wogegen die Industrie sehr viel kostet. So sieht man sich genötigt, unentbehrliche landwirtschaftliche Produkte auszuführen, um für die Industrie Maschinen anzuschaffen, die sich nicht rentieren.

Auch die übrigen Arbeitszweige sind bis auf das Handwerk kollektiviert. Geschäfte, Hotels und Gasthäuser von einiger Bedeutung sind der freien Konkurrenz entzogen. Der Hoteldirektor und der Geschäftsleiter beziehen genau wie ihr letzter Angestellter einen gesetzlich festgelegten Grundlohn. Daneben gibt es die sogenannte „freiwillige Arbeit für das Volk“, die unwillkürlich an die „spontanen“ Kundgebungen von ehemals erinnert. Solcher Arbeiter gibt es nicht sehr viele; im Mittelalter nannte man sie Fronknechte. Ich habe ihrer nur wenige gesehen, und diese „Freiwilligen“ ohne jede Qualifikation für die geforderte Arbeit erzeugen lediglich eine Stachanow-Nervosität übelster Sorte.

* * *

Die Löhne sind sämtlich besteuert und liegen sehr niedrig. Sie staffeln sich von 6000 Dinar (DM 84,—), dem Lohn eines Hilfsarbeiters, bis zu 35000 Dinar (DM 490,—), dem Gehalt des Dekans einer Fakultät oder eines hohen Fabrikdirektors (1 Dinar = DM 0,014). Sie reichen gerade für ein schmales Leben und eine bescheidene Wohnung. Freilich wohnt man wirklich billig, und die im freien Handel reichlich erhältlichen Lebensmittel sind nicht teuer. Die Kleiderfrage macht den Arbeitern der untersten Kategorie keine Sorge: oft stellt der Betrieb die Arbeitskleidung, die mit zwei roten Hämmern gezeichnet ist; tut er es nicht, so begnügen sie sich mit ihren Lumpen. Wenn aber ein Professor oder Ingenieur mit einem Gehalt von 12—15000 Dinar (oder 168,— bis 210,— DM monatlich) nach Kost und

Miete für ein Paar Schuhe 3000 Dinar (das sind DM 42,—), für ein Hemd ungefähr 2500 Dinar (DM 35,—) und für einen schlechten Anzug 10—12000 Dinar (146,— bis 168,— DM) bezahlen muß, dann sieht man nicht, wo er die hernehmen soll, es sei denn, daß er sie sich vom Mund abspart. Nur selten habe ich auf meiner Reise Kritik am herrschenden Regime gehört; wohl aber überall Klagen über die völlig unzureichenden Löhne und Gehälter. Neben dem Jammern über die Steuerlast war dies das ständige Klagelied. Lediglich Polizei, Miliz und Armee werden gut bezahlt. Sie seien auch, so hat man mir versichert, die einzigen echten Kommunisten. Sie machen, so sagt man, ein Fünftel der Bevölkerung aus. Die andern seien nur aus politischer Berechnung bei der Partei eingeschrieben.

Die verschiedenen Zweige der sozialen Fürsorge haben im Land Fuß gefaßt und ohne Zweifel manchen Mißstand beseitigt. Im großen und ganzen sind sie denen in den westlichen Ländern nicht überlegen; aber in diesen meist rückständigen Gebieten werden sie — nicht zuletzt mit Hilfe der Propaganda — als Errungenschaften des Sozialismus gepriesen. Die Sozialversicherung ist für jeden Pflicht und begreift kostenlose Krankenversicherung, Altersrente, zweiwöchigen bezahlten Urlaub und (selbst für die hierin den Arbeitern angeglichenen Priester) kostenloses Begräbnis in sich. Das ist un-leugbar ein Fortschritt, vor allem auf dem Land; scheint es doch z. B. eine Herkulesarbeit zu sein, eine Mohammedanerin dahin zu bringen, sich anders als durch magische Formeln und Altweibermittel kurieren zu lassen.

Für die Kranken wird viel getan. Das große Krankenhaus von Belgrad ist nach den Aussagen unparteiischer (und ausländischer) Fachleute mit den modernsten Apparaten ausgerüstet. Bemerkenswert sind die Erholungsheime der Gewerkschaften; sie gehören zu den sehenswertesten Leistungen des Regimes. Am Ende meiner Reise verspürte ich, obwohl kein gewerkschaftlich organisierter Arbeiter, das Verlangen, mich nach der langen, verrückten Herumfahrrerei etwas zu erholen. Das große Heim von Orce-Nikolow über dem Ochridasee, das zur Zeit fast leer stand, war so freundlich, mir seine Tore zu öffnen. Dort habe ich einen Luxus genossen, wie ich ihn nirgendwo anders mehr fand, nicht einmal in den großen Hotels von Belgrad und Skoplje. Ich habe nicht nur nicht in den Bettüchern meiner Vorgänger geschlafen und unter dem Kopfkissen keinen Schlafanzug eines andern Reisenden entdeckt, sondern die Wäsche war frisch, das Zimmer peinlich sauber und die Wasserhähne funktionierten ausgezeichnet.

Das Haus am Ochridasee zählt 250 Zimmer, alle gepflegt und wohnlich eingerichtet. Das Personal macht einen guten Eindruck und ist überaus gefällig; überdies sehr besorgt um das fleckenlos weiße Jakett, das gebügelt und nach der besten Mode der bürgerlichen Gesellschaft geschneidert ist. Ein Restaurant mit 1000 Plätzen öffnet sich auf eine reich mit Blumen geschmückte Terrasse zum See hinaus. All dies, dem Ausländer für einen geringfügigen Preis zugänglich, kostet die Jugoslawen, die diese Vergünstigung verdient haben, praktisch keinen Pfennig. Doch welche Gedanken werden

dem Arbeiter kommen, der dort seinen Urlaub verbracht hat, wenn er zu Hause wieder sein enges, oft schmutziges Haus, seine harte Arbeit und seinen armseligen Lohn vorfindet? Vielleicht denkt er, daß dieses schnell vergangene Wohlleben reichlich viel Angabe ist und all das Geld, das dieser Luxus kostet, besser dazu verwendet würde, seiner mageren Börse aufzuhelfen.

* * *

Eines Morgens befand ich mich in einer Droschke, die verdient hätte, bei einem Altwarenhändler ausgestellt zu werden, wenn diese noch mit solchen Objekten handelten. Außer dem arg zusammengewürfelten Gepäck war der Wagen auch mit Reisenden beladen: drei auf der Sitzbank, ebenso viele auf dem Klappsitz und noch weitere drei auf dem Kutscherbock, darunter ein Polizeioffizier. Im Verlauf der Fahrt begrüßte ein Serbe neben mir sehr herzlich einen orthodoxen Priester und begann, ohne übermäßige Vorsicht vor dem Ausländer, den Polizeioffizier hinter dessen Rücken zu verspotten. Ich schloß daraus, daß offenbar nicht alle orthodoxen Gläubigen als Stützpfeiler des Regimes betrachtet werden können.

Als ich ein andermal mit einem Mohammedaner, einem waschechten Kommunisten, offen diskutierte, kamen wir zufällig auf Friedhöfe zu sprechen. Mein Gegenüber konnte sich nicht verständlich machen und zeichnete mir auf ein Stück Papier Gräber und Kreuze. Als ich begriffen hatte, zerknüllte er das Papier, sah sich um, ob er es wegwerfen könne, tat es in den Aschenbecher, besann sich aber gleich eines Besseren und ließ es in seiner Tasche verschwinden. Offenbar scheute er sich, als Regierungsbeamter die geringste Spur einer Unterhaltung über religiöse Dinge zurückzulassen.

Nach dem Krieg hätte der neue jugoslawische Staat gern alle Religion abgeschafft. Indes mußte er sehr bald einsehen, daß sich 8¹/₂ Millionen Orthodoxe, 6 Millionen Katholiken und 2 Millionen Mohammedaner nicht mit einem Federstrich liquidieren lassen, auch wenn sich unter den Orthodoxen und Mohammedanern praktisch viele Atheisten befinden. Daher hat die Verfassung von 1946 das Verhältnis des jungen Staates zur Religion klar umschrieben.

Der jugoslawische Staat hat sich von jeder Religion getrennt und beansprucht für sich die ausschließliche Erziehung der Jugend. Die Religion will er nicht ignorieren. Der Wortlaut der Verfassung anerkennt Gewissens- und Kultfreiheit. Die Kirchen können Unterstützung erhalten. Religionsunterricht ist außerhalb der Schule erlaubt. Das Strafgesetzbuch sieht sogar Maßnahmen gegen jeden vor, der die Ausübung der Religion hindern sollte.

Die orthodoxe Kirche besitzt in Jugoslawien eine theologische Fakultät und zwei Seminare mit etwa 100 Zöglingen. Die Katholiken haben zwei theologische Fakultäten, fünf große und sieben kleine Seminare, die übrigen Privatschulen nicht eingerechnet, die teilweise ebenfalls als kleine Seminare gelten können. Die orthodoxe Kirche erhält vom Staat ziemlich beachtliche

Unterstützungen, und in den Republiken, in denen die Katholiken in der Überzahl sind, wird auch ihnen nicht jede Hilfe verweigert.

Dennoch sind zwei aufs Geratewohl aus der Verfassung herausgegriffene Texte bezeichnend und beunruhigend. Die Seminaristen werden, heißt es dort, „unter die Aufsicht des Staates“ gestellt. Man wüßte gern, worin diese Aufsicht besteht. Ein anderer Artikel erklärt, daß „die religiösen Gemeinschaften, deren Überzeugungen der Verfassung nicht widersprechen, in ihren religiösen Angelegenheiten und in ihrem Kult frei sind“. Man wünschte wenigstens darüber Bescheid, wann eine Überzeugung der Verfassung widerspricht und wann nicht, ob insbesondere die Ablehnung der marxistischen Lehre eine Übertretung darstellt oder nicht. So geben diese Texte mit der einen Hand und behalten sich vor, es mit der andern jederzeit wieder zu nehmen. Ein engstirniger und einigermaßen geschickter Fanatiker bei den Behörden könnte viel Unheil anrichten und bliebe doch unter dem Schutz des Gesetzes.

Der orthodoxe Klerus scheint sich ohne allzu große Schwierigkeit mit dem Regime abgefunden zu haben. Als im September vorigen Jahres der orthodoxe Erzbischof von Athen den serbischen Patriarchen der orthodoxen Nationalkirche besuchte, zeigten die offiziellen Feierlichkeiten, bei denen die Machthaber des laizistischen Regimes unter den prominenten Gästen in Erscheinung traten, deutlich genug, was es mit den Beziehungen zwischen der orthodoxen Kirche und dem Staat auf sich habe. Ist die orthodoxe Kirche auch nicht Staatsreligion und genießt sie auch keine eigentlichen Vorrechte, so doch manche materielle Vorteile. Dies setzt eine gewisse Fügsamkeit und Bereitschaft zur Koexistenz voraus.

Nicht immer folgt der niedere Klerus einmütig seinen Vorgesetzten. Aus vielen meiner Gespräche ergab sich, daß manche sich notgedrungen in die Lage schicken, weil sie leben müssen. Viele Priester sehen, wie ihnen die Jugend durch die geschickte Kombination von Schule, Sport und Militärdienst täglich mehr entgleitet, und fragen sich, was sie tun sollen, wenn ihnen praktisch keine Gläubigen mehr verbleiben. Vor dem Kriege kamen auf einen Priester 2600 Orthodoxe. Heute sind es sicher viel weniger.

Die Lage des Mönchtums ist noch viel schlimmer. Von 400 Mönchen, die es 1933 noch gab, sind nur noch ganz wenige übriggeblieben. Zwei weibliche Konvente zu Ravanica bei Cuprija und zu Vazitcha bei Kraljevo zählen noch je vierzig Nonnen, unter ihnen auch jüngere Frauen. Nur noch fünf Nonnen leben in Gratchanica bei Pritchitina, ebensoviel in Sopotchani bei Novi-Pazar und in Manassia bei Despotovacs. Die Mönche sind wohl noch weniger zahlreich. Im großen Kloster von Studenica fanden sich im vergangenen September nur zwei für die Feier der Liturgie, wobei einige andere freilich verstreut in den Einsiedeleien der Berge lebten. Von diesen habe ich einen in Detchani, fünf im Patriarchat von Petsch angetroffen. Die Klöster bei Skoplje, Marko, Matka, St. Andreas von Treska, Nerezi und St. Naum südlich des Ochridasees stehen leer. In Svetka Petka, in Prizren, in St. Klemens

von Ochrida und in Staro Nagoritchino bei Kumanovo habe ich in den Kirchen keine Spur von Gottesdienst gefunden. Oft genug besitzen Mönche und Nonnen nicht einmal den Kirchenschlüssel; der Besucher muß ihn bei Laien in der Umgebung erbitten.

In den großen Städten wie Belgrad und Skoplje sind die Kirchen gefüllt. Aber sie sind weder sehr groß noch sehr zahlreich, und so dürfte es nicht schwer sein, genügend Kirchenbesucher zu finden. In Pritchitina, einer Stadt mit vorwiegend albanischer Bevölkerung, also Mohammedanern, müssen die Orthodoxen 10 Kilometer schlechter Straße zurücklegen, wenn sie die Sakramente empfangen wollen. In der Patriarchatskirche von Petsch folgten fünf oder sechs Gläubige der Sonntagsmesse. In Lazarica von Kegevac und in der kleinen Kirche vom heiligen Johannes Bolnitchki in Ochri waren es kaum mehr. Sie beteten aber sehr andächtig. Einige, denen die Zeitung „Borba“ aus der Tasche schaute, folgten in Andacht versunken der würdig gefeierten, von eindrucksvollen Gesängen begleiteten heiligen Handlung. In den Klöstern war ich oft der einzige, der der Messe beiwohnte, was mir nach dem Gottesdienst jeweils eine gute Tasse Mokka mit den hochwürdigen Vätern oder ein gern gegebenes dürftiges Mahl einbrachte.

* * *

Die Kirchen und Klöster in Jugoslawien sind heute eher Museen als Gebetsstätten. Doch muß man zugeben, daß die Gebäulichkeiten, soweit sie eine nationale oder künstlerische Bedeutung besitzen, unter bedeutenden Kosten restauriert worden sind und vom Staat in bestem Zustand erhalten werden; und — eine erstaunliche Tatsache an der Schwelle zum Orient — sie sind von einer Reinlichkeit, wie ich sie kaum anderswo angetroffen habe, z. B. auf dem Athos. Die Fresken, die eine beachtliche Anzahl von Malereien aus dem 11. bis 15. Jahrhundert aufweisen, sind von der Kalkschicht befreit, mit der die Türken sie einst übertüncht hatten, und sorgfältig gereinigt. Da man täglich neue Malereien entdeckt, ist kein Ende der Arbeit abzusehen. Die bedeutendsten Werke werden von Spezialisten kopiert und in einem Belgrader Museum ausgestellt, wo sie leicht zugänglich sind. Vielleicht gelten diese Gebiete in einigen Jahren, wenn erst die Straßen von Serbien und Mazedonien befahrbar sind, als ein wahres Archäologen-Paradies.

Diese Fresken, die der Nationalismus als mittelalterlich und jugoslawisch ausgibt, sind nach ihren Motiven, ihrer Komposition und theologischen Tradition zum größeren Teil offenkundig byzantinisch. Es wäre unsinnig, dies leugnen zu wollen, da ja das Christentum von Saloniki aus nach Belgrad gedrungen ist; das heißt: die Zivilisation hat jene Länder durch die Täler des Wardar, des Ibar und der Morava erreicht. Von daher gesehen, ist es eine Schande, daß die jugoslawischen Historiker sogar die entscheidende Bedeutung zu schmälern suchen, die den Schülern der heiligen Cyrill und Methodius bei der Christianisierung des Landes zukommt. Doch können sie nicht

ungeschehen machen, daß hier wie anderswo in der Welt die Kirche die Mutter der Zivilisation gewesen ist.

Neben der orthodoxen Kirche nimmt sich die katholische Kirche in Jugoslawien wie eine recht armselige Schwester aus. Da sie inmitten einer orthodoxen und mohammedanischen Bevölkerung existiert, unterliegt sie dem harten Gesetz der Minderheiten und kann zum Beispiel nicht mit der Christenheit Sloweniens und Kroatiens verglichen werden, wo sich sehr starke katholische Volksteile finden. Vor allem aber hat sie schwer daran zu tragen, daß sie, wie man dort sagt, „ihre Beziehungen zum jugoslawischen Staat nicht geregelt“ hat. Sie wird indes geduldet. Die katholischen Geistlichen können im Talar ausgehen, und ich habe sogar in kleinen Städten, wo ich es nicht erwartete, Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul in freilich recht abgetragener Tracht angetroffen. Die katholischen Kirchen, die ebenfalls nicht sehr groß sind, sind zu den verschiedensten Gottesdiensten mit Gläubigen gefüllt. In Skoplje läuten die Glocken. Äußerlich lebt die katholische Kirche in Jugoslawien.

Doch die Lage der katholischen Priester läßt, wenn sie auch nicht ganz so schwierig ist wie in andern Volksrepubliken, nur ein mühseliges und, wie man fürchten muß, unsicheres Dasein zu. An Schweigen und Zurückhaltung gewöhnt und stolz auf ihre Glaubenstreue, sind sie nicht die Leute, ihre Sorgen groß zur Schau zu tragen. Aber auch wenn man sie auch nicht mehr offen verfolgt und so leicht einsperrt wie zu Beginn der Revolution, so spüren sie doch, wie ihr Wirken inmitten der allgemeinen Gleichgültigkeit und des Atheismus gelähmt ist. Jeden Augenblick kann der Faden, an dem das Dammklesschwert über ihrem Haupte hängt, reißen. Nichtsdestoweniger halten sie tapfer aus, und zwar um so mehr, je mehr sie, in den Augen der Behörde verdächtigt, Gefahr laufen, in ihrer eigenen Heimat als Bürger zweiter Klasse zu gelten. Sie wissen, daß eine „Regelung der Beziehungen zum Staat“ auf Kosten der Lehre der Kirche ginge; aber sie scheinen auf Mittel zu sinnen, um etwas aufatmen und weniger ungeschützt arbeiten zu können.

Darüber mit Kommunisten, auch intelligenten und kultivierten, zu streiten hat wenig Sinn. Man spricht einfach nicht dieselbe Sprache. Die wichtigsten Worte: Religion, Gewissen, Freiheit, Toleranz sind zweideutig und werden auf beiden Seiten verschieden verstanden. Was wir zum Beispiel Religion nennen, bedeutet für viele von ihnen Aberglauben oder im günstigsten Fall überlebtes Mittelalter. Das Gewissen muß nach ihrer Doktrin, um richtig zu urteilen, von der marxistischen Ideologie geformt werden. Es gibt, behaupten sie, volle Freiheit; aber sie wird für jeden einzelnen durch strenge Bestimmungen beschnitten. Die Toleranz werde genauestens eingehalten, da man sich ja nicht mit Religion befasse; aber wer kann leugnen, daß diese Art von Toleranz bei der Jugenderziehung so viele junge Menschen von der Religion abwendig macht? Gibt es schon in der Theorie keine Verständigung, so noch viel weniger in der Praxis. Die katholische Kirche wird beschuldigt, Politik zu treiben oder betrieben zu haben. Aber man müßte sich über die

Bedeutung der Worte einigen und feststellen, ob zum Beispiel die Ablehnung einer Ideologie oder gewisser Methoden ein politisches Vergehen darstellt und eine schlechte staatsbürgerliche Gesinnung beweist.

Nicht viele Reisende, die hinter die Oberfläche geschaut haben, werden mit Begeisterung für das in Jugoslawien Gesehene in den Westen zurückkehren. Vor allem wird keiner wünschen, der Sozialismus möchte in sein Land und an seinen Herd verpflanzt werden. Jedes Polizeiregiment, mag es sein, wie es wolle, ist eine Fessel für die Freiheit, wie wir sie verstehen. Mag es im Augenblick auch schwer sein, ein gültiges Urteil über die industriellen und landwirtschaftlichen Versuche, die noch in den Anfängen stecken, zu fällen, so steht doch eines fest, daß der Sozialismus in Jugoslawien das Los der Arbeiter nicht wesentlich gebessert hat. Sicher war manches von dem, was abgeschafft wurde, fehlerhaft; aber was an seine Stelle trat, ist keineswegs immer hervorragend. Den gläubigen Reisenden muß es verletzen, wenn er sieht, wie die kirchlichen Bekenntnisse zur Bedeutungslosigkeit verurteilt sind; wie man darauf wartet, daß sie eines Tages lautlos verschwinden. Die Aufwendungen, die der Staat zur Erhaltung kirchlicher Baulichkeiten von historischem Wert macht, bedeuten letztlich nichts anderes als das Interesse an einer Mumie, die nur mehr musealen Wert besitzt. So kommt es, daß manche Jugoslawen ziemlich offen klagen. Ohne Zweifel hoffen sie, daß einmal der Tag komme, wo Freiheit, besseres Leben und die Achtung vor dem Glauben nicht nur unverbindliches Gerede, sondern Wahrheit und Wirklichkeit sein werden.

Die Katholiken und die Bundesrepublik

GUSTAV GUNDLACH SJ

I

Es gibt heute Gruppen in Deutschland, die eine eigengeartete katholische Haltung dem gegenwärtigen Staat gegenüber, die sogar organisatorischen Ausdruck finden könnte, ausschließen wollen. Sie fürchten, sich damit von den anderen Bürgern abzuschließen, ins Ghetto zu gehen. Wort und Haltung sind nicht neu. Als Julius Bachem sein Wort „Aus dem Turm heraus“ schrieb, forderte er den Abschluß einer uns aufgezwungenen Kulturkampfhaltung, wobei dahingestellt sein mag, wieweit er sich Illusionen über die Bereitschaft der damaligen außerkatholischen Menschen und Schriften hin-